

Feuilleton



SOMMERHITS

Polonaise und Eiscreme

NADJA DILGER

Kaum sind die ersten warmen Tage überstanden, schreien Medien- und Musikvertreter ihren Sommerhit raus. Wie immer soll dieser sowohl die noch durstigen Minuten im Biergarten als auch die heißen Stunden am Wasser symbolisieren und viel Boomshakalaka, Saxofonparts und Eis-im-Sonnenschein-Zeilen besitzen. Wenn ich jedoch ein sommerliches Lied denke, fällt mir sofort „Nana“ und ein Besuch in einem Secondhandshop an der Schönhauser Alle ein.

Es war März 2020, kurz vor dem ersten Lockdown. Ich bewegte mich an bunten Vintage-Kleidern, alten Schlaghosen und XXL-Sonnenbrillen vorbei. Es war viel zu kalt, um an ein leichtes Outfit zu denken, der Sommer noch viel zu weit weg. Doch die Farben waren so fröhlich und dann war da dieser schlaksige Verkäufer mit diesen tollen Ohrhingen... und er sang!

„Soy diplo komi hua, iua iua e“ – erst da wurde mir bewusst, dass diese Zeilen schon die ganze Zeit im Hintergrund liefen und wirre Synthesizeröne dazu durch die Luft flatterten, als wären es Kolibris auf Costa Rica. Der Verkäufer tanzte ein wenig, und ich musste ihn fragen: „Was ist das?“ – „Polo & Pan“, sagte er. „Musst du hören!“

Ich ging nach Hause, googelte und entdeckte schließlich das französische DJ-Duo, das mit dem gesampelten Stück einer brasilianischen Siebziger-Jahre-Band schon 2016 einen Hit landete. „Gut, keine neue Musik“, dachte ich, aber so leicht, so warm, so beflügelnd muss der Sommer klingen!

Vor kurzem haben Polo & Pan einen Track veröffentlicht, der genau in dieses Schema passt. Diesmal haben sie sich nur von einem indischen Kinderlied inspirieren lassen: „Ani kuni chaunani / Awawa bikana caina“. Bisschen Pop, bisschen Disco und das Gefühl, dass Polonaise und Eiscreme nie ganz schlecht waren. „Musst du hören!“, will ich meinem Verkäufer vom Prenzlauer Berg sagen. Vermutlich kennt er diesen Sommerhit längst.

Modell Berlin

Sonnabends in der Frischewelt

MARLENE KNOBLOCH

Berlin lässt sich immer auf Orte reduzieren. Das spürte ich, als ich wegzog. In Tel Aviv schoss mir am Flughafen Ben-Gurion alles mögliche in den Kopf, die Reichshauptstadt, Pogrome, neueste antisemitische Übergriffe im Prenzlauer Berg, aber der Sicherheitsmann sagte: „Oh, I love Berlin! I love the Tempelhofer Feld!“ Als mich später Israelis besuchten, wollten sie ins Berghain. Wenn mich mein Vater besuchte, wollte er ins ehemalige Stasi-Gefängnis nach Hohen-

schönhausen und sich das Scheitern des Sozialismus bestätigen lassen. Freunde vom bayerischen Land wollten die Mauer anfasen und sich die Existenz dieses gescheiterten Sozialismus bestätigen lassen. Dann wollten alle meistens ein Bier.

Ich gehe gern in die Frischewelt bei Karstadt. Ich mag es, den Sonnabend zwischen Brandenburger Eierlikör und dem „internationalen Regal“ zu verbringen. Supermarkt-menschen zu beobachten, die ihre Bio Company- oder Penny-Identität zwischen Hermannplatz und der urinbeträufelten Rolltreppe verloren haben. Kurz zu denken, das könnte Hannover sein, und erleichtert festzustellen, dass das, bei aller Liebe zur Normalität, immer noch Berlin ist. Das Kippeln der Stadt zwischen Welt, Wahnsinn und einer einsamen Rentnerin zu sehen.

Beim Obst und Gemüse steht angespült vom Hermannplatz ein Junge, der seinen



dürren Arm ausstreckt, und Geld statt französische Bienen sucht. Hinter ihm hält die Lateinamerikanerin an der Antipasti-Theke jedem sich nähernden ein Stück mit Olivenpaste beschmiertes Brot hin und fragt von morgens bis abends mit derselben Entschlossenheit: „Wollen Sie probieren?“ In

der Schnapsabteilung kneift eine Frau die Augen über einer Flasche Mirabellengeist zusammen und fragt, ob das Whiskey ist. Dann fragt sie, wo derjenige ist, der weiß, wo der Whiskey ist. Früher! Da hätte immer einer gestanden, der wusste, wo der Whiskey ist. Ich deute auf die zwei Regale neben uns, die ausschließlich mit Whiskey bestückt sind. Die Frau schaut nicht mal hin und läuft in die andere Richtung los. Sie sucht jetzt keinen Whiskey mehr. Sie will den Whiskey-Zuständigen von früher.

Früher, vor den Bomben und so weiter, strahlte dieses Kaufhaus in Muschelkalk mit den modernsten Gebäuden der Welt um die Wette: 21 Rolltreppen, 20 Fahrstühle, Whiskey-Berater und ein riesiger Dachgarten für 500 Menschen. Die Zahlen gingen mit der Zeit ein. Und während im ganzen Land Insolvenzverwalter an die Kaufhauskadaver Schlösser hängen, woll-

ten die Investoren ausgerechnet hier alles strahlend schrubben und nach dem Modell aus den 20ern umbauen. Das wollten die Berliner aber nicht, bei aller Liebe zur Sensation, nicht noch ein KaDeWe, nicht noch mehr Touristen, bitte einfach ein ganz normales Kaufhaus.

„Die Normalen sind ausverkauft“, sage ich schließlich. Ich knie vor den Tuc-Keks – heute im Angebot –, weil mich eine ältere Dame gebeten hat, ihr alle Geschmacksrichtungen vorzulesen. „Ich mag kein Paprika. Ich such die ganz Normalen“, sagt sie trotzig. So tief es Knie und Kreuz zulassen beugt sie sich über mich und die gelbe Packung in meiner Hand: „Sour Cream & Onion“. Ich lege die Niete zurück ins Regal. Mit geröteten Gesichtern richten wir uns auf, ihre Steppjacke knistert. „Kann man nichts machen“, seufzt sie. An manchen Tagen ist die Normalität eine seltene Ware.

Kampf der Klasse

Wie die sogenannte Wokeness das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit verdrängt

HARRY NUTT

Auf dem Weg aus der Ostprignitz in die niedersächsische Südheide führt unser Weg immer wieder einmal durch die Altmark. Eine Landpartie, die Strecke ist deutlich kürzer als die Fahrt über die Autobahn, eine Zeitersparnis ergibt sich allerdings nicht.

Unterdessen fragen wir uns jedes Mal, anhand welcher Merkmale der frühere Grenzverlauf auszumachen sei. Verlässliche Indizien lassen sich kaum finden. Die Altmark und die niedersächsische Elbregion sind gleichsam ländliche Räume, die nicht gerade prosperieren. Hier und da gibt es regionalen Tourismus, die Deutschen entdecken ihre nahen Reiseziele nicht erst seit der Corona-Pandemie. Sonderlich schlecht scheint es den Menschen, betrachtet man die Einfamilienhäuser samt der davor parkenden Autos, nicht zu gehen.

Alle wollen nach oben

Auf die Frage, warum die linken Parteien bei der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt zuletzt nur noch einstellige Ergebnisse zu erzielen vermochten, antwortete der Soziologe Harald Welzer in einem Radio-Interview, vermutlich gehe es den Menschen zu gut. Parteien, die sich erklärtermaßen den Schlechtergestellten verschrieben haben, stehen nicht sonderlich hoch im Kurs. Mit den sogenannten Prekarisierten, so haben es bereits Gerhard Schröder und Tony Blair vor 20 Jahren in ihrem New-Labour-Papier aufschreiben lassen, sei nun mal kein Staat zu machen.

Ergänzend darf man wohl feststellen, dass sich die Menschen noch nie gern den Prekarisierten zuschlagen lassen mochten. Klassenbewusstsein galt als starkes Argument zur Abgrenzung nach unten, die Pauperisierten, wie es früher hieß, waren immer die anderen.

Heute wollen weder die Linkspartei noch die SPD klassische Arbeiterparteien sein, und ein entsprechender Arbeiterstolz schlägt sich kaum mehr im Wahlverhalten nieder. Neben sozialen Zugehörigkeiten sind psychologische Befindlichkeiten von wachsender Bedeutung, die Stimmung der Bürger hat nicht zwangsläufig etwas mit Stellung, Herkunft und Zukunftserwartungen zu tun. In Gesellschaften mit hoher sozialer Mobilität scheinen sich die Klassengrenzen weitgehend zu verflüchtigen. Das Bedürf-



Ein Porträt der Klimaaktivistin Greta Thunberg in San Francisco

IMAGO

nis, diese hinter sich zu lassen oder auch nur auszublenden, ist weit verbreitet. Soziologisch betrachtet ist das Phänomen nicht neu. In seiner Studie über die „Angestellten“ hatte Siegfried Kracauer bereits 1930 festgestellt, dass die Menschen jener Klasse, der sie zugerechnet werden, zu entkommen streben – aufwärts, versteht sich.

Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, denen die Sozialdemokratie ihre große Geschichte verdankt, erscheinen selbst als prekär, aus der Zeit gefallen. Für Wahlentscheidungen jedenfalls sind Klassenlagen weniger ausschlaggebend als Gefühlslagen. Gesellschaftliche

Veränderung wird kaum noch als Verheißung, immer öfter aber als Bedrohung empfunden.

Wo das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit, dessen Geltung für sich selbst, nicht zuletzt aber auch für andere als Regulativ und Ordnungsprinzip noch in Anspruch genommen wird, geht es einher mit einer sogenannten Wokeness, einer demonstrativ behaupteten Wachsamkeit gegenüber der Diskriminierung sozialer Gruppen, die nicht zuletzt als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils inszeniert wird und sich dabei an markante soziale Unterscheidungsmerkmale heftet. In der Haltung der Wokeness wird erhöhte

Sensibilität für soziale Ungerechtigkeit eingefordert, die sich weniger aus dem gesellschaftlichen Wettbewerb ergibt, sondern aus gegebenen Merkmalen wie sexueller Orientierung und Hautfarbe.

Aufmerksamkeit und Anerkennung hat die Wokeness vor allem in den erweiterten Zonen symbolischer Kampfgebiete erlangt. Längst werden kulturelle Überbietungskämpfe um den Nachweis ausgetragen, dass die anderen nicht genügend Sensibilität für soziale Differenzierung aufbringen. An der Diskussion über das sogenannte Gendern ist nicht zuletzt eine Art diskursiver Spaltung deutlich geworden, und an die Stelle des zwanglosen Zwangs des besseren Arguments ist eine Hermeneutik des Verdachts getreten.

Obwohl die Durchsetzung sprachlicher Sensibilität die Unterdrückung von Frauen insbesondere auch durch Sprache in nahezu jedem Satz kenntlich machen möchte, läuft sie Gefahr, das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit zu unterkariieren. So jedenfalls sieht es der französische Soziologe Didier Eribon im aktuellen Spiegel-Interview. Die Beherrschung von Grammatik, so Eribon, sei seit jeher ein anspruchsvolles Klassenprivileg gewesen. „Sie ist einer der Hauptfaktoren für die Eliminierung von Arbeiterkindern aus dem Schulsystem, der Universität und den nicht-haltlichen Berufen.“

Sprache dürfe sich verändern, sagt Eribon. „Wir müssen aber eher vereinfachen statt alles komplexer zu machen.“ Es wäre paradox, wenn ein Produkt, das geschlechtsspezifisch inklusiv sein wolle, die Ausgrenzung sozialer Schichten verfestige.

Haben wir eine Wahl?

Während sich in der sozialen Wahrnehmung der Eindruck erhärtet, dass partikulare Wokeness in Konkurrenz zu einem eher allgemeinen Verständnis sozialer Gerechtigkeit getreten ist, feiert auf Seiten der politischen Rechten eine Haltung Erfolge, die gesellschaftliche Komplexität negiert und einfache Lösungen propagiert.

Haben wir eine Wahl? Für die anstehenden politischen Kämpfe wird viel von der Fähigkeit abhängen, symbolische Terraingewinne von den Bemühungen zu unterscheiden, in denen die Idee der sozialen Gerechtigkeit neu ausgehandelt und für die Zukunft fruchtbar gemacht wird.

NACHRICHTEN

Thomas Oberender hört überraschend auf

Thomas Oberender gibt sein Amt als Intendant der Berliner Festspiele auf. Das teilten die Berliner Festspiele am Mittwochabend mit. Er habe Staatsministerin Monika Grütters mitgeteilt, dass er nach Auslaufen seines derzeitigen Vertrages zum 31. Dezember 2021 seine Tätigkeit nicht fortsetzen möchte und um dessen Auflösung gebeten. Der Vertrag war erst im November 2020 um fünf Jahre verlängert worden, bis 2026. (BLZ)

Das Berliner Ensemble zieht Spielzeitbeginn vor

Bereits Anfang August will das Berliner Ensemble in die Spielzeit 2021/22 gehen. Am 13. August soll die Premiere von Barrie Koskys Neuinszenierung der „Dreigroschenoper“ gefeiert werden, die ursprünglich für Januar geplant war, teilt das Haus mit. Es folgen die Premieren von „Sarah“ in der Regie von Oliver Reese, „Schwarzwasser“ und „Die Mutter“ – beide inszeniert von Christina Tscharyski – im Neuen Haus, das nach Beendigung des Umbaus im Sommer fertig gestellt sein wird. (BLZ)

Deutscher Architekturpreis für Berliner Büro

Das Berliner Büro SMAQ Architektur und Stadt erhält den mit 30.000 Euro dotierten Deutschen Architekturpreis. Mit der Auszeichnung wird das Bauprojekt „Zusammen Wohnen“ in Hannover gewürdigt, das im Auftrag des Theo Gerlach Wohnungsbau-Unternehmens entstand. Das teilten das Bundesinnenministerium und die Bundesarchitektenkammer in Berlin mit. (dpa)

Barenboim dirigiert Konzert für Nahost-Kriegsopfer

Mit seinem „Konzert für Berlin“ will Daniel Barenboim mit der Staatskapelle Berlin an die Opfer des Nahostkonflikts erinnern. „Ich halte sowohl die palästinensische als auch die israelische Staatsbürgerschaft und leide mit beiden Seiten in diesem Konflikt“, erklärte Barenboim am Mittwoch. Bei dem Konzert in der Staatsoper Unter den Linden am 23. Juni spielt der 1997 in Nazareth geborene Geiger Yamen Saadi Max Bruchs Violinkonzert Nr. 1. Auf dem Programm steht auch Beethovens Sinfonie Nr. 5. (dpa)

UNTERM Strich